E 219 49

Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft "Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach - Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß - Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach - Stiftung, Frankfurt/Main.
Anschrift: Wiesenstraße 110, D-70794 Filderstadt Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

ISSN 0179 - 6100 November - Dezember 1997 44. Jahrgang, Nummer 5 - 6

Unterrichtsfragen

Weniger als ein Drittel der Elsässer und Elsässerinnen, die jünger als 25 Jahre sind, sprechen den heimatlichen Dialekt. Das ist das traurige Ergebnis von 50 Jahren Schul- und Gesellschaftspolitik seit Ende des zweiten Weltkriegs. Zwar hat sich die Schulpolitik in den letzten Jahren zum Positiven verändert, wenn auch beim Wollen viel mehr als beim Tun, doch auf einem steinigen Acker kann auch ein besserer Bauer wenig mehr ernten als ein schlechter. Immerhin erkennen nicht mehr nur deutschtümelnde Vorzeitnostalgiker die Ursachen der Entwicklung. Der Dialekt sei "zum schulischen Hindernis degradiert und als Zeichen für Rückständigkeit und Bildungsmangel" angesehen worden. Ein beträchtlicher "sprachlicher Minderwertigkeitskomplex" sei darin zu erkennen, daß das Sprechen des Dialekts dem Sprecher als Negativum angelastet worden sei. "Die Loyalität gegenüber Frankreich geht einher mit dem Verzicht auf die überlieferte Muttersprache". Solche Wendungen, die die sprachliche Entwicklung im Elsaß (und in Lothringen) seit dem Zweiten Weltkrieg charakterisieren, stammen nicht aus dem WESTEN früherer Jahre, sondern aus einer "Kleinen Sprachgeschichte" des "Office Regional du Bilinguisme" (Regionales Amt für Zweisprachigkeit). Und in einem Faltblatt meint dieses Amt für Zweisprachigkeit, das "Herz ebenso wie der Verstand" legten den "schrittweisen Aufbau einer neuen wirksamen und durchgängigen Zweisprachigkeit" nahe, welche "die dem Elsaß eigenen deutsch- bzw. dialektsprachigen Wurzeln integriert und sich nicht durch das Scheinargument der Gegenseitigkeit verunsichern läßt (es gibt keine sprachliche "Symmetrie" zwischen dem Elsaß und seinen Nachbarn)".

Aus solchen Tatsachenfestellungen kann man ebenso Hoffnung schöpfen, wie aus einer Meinungsumfrage, die im Sundgau unter 802 jungen Familien mit Vorschul- und Schulkindern durchgeführt wurde. 88 Prozent davon (auch 80 Prozent der von Haus aus francophonen Familien) stimmten für eine zweisprachige Vorschul- und Schulerziehung, sogar für die Parität zwischen Französisch bzw. Dialekt / Hochdeutsch als Unterrichtssprachen waren noch 48 Prozent.

Allerdings sprechen 78 Prozent der im Sundgau befragten Familien noch Dialekt, was das Umfrageergebnis etwas relativiert und was Roger Siffer zu seiner boshaften Bemerkung veranlaßt haben könnte, 88 Prozent seien für Zweisprachigkeit, die anderen hätten die Frage in Französisch nicht verstanden. Dennoch wird man auch dieses Umfrageergebnis als Beleg für den Eindruck heranziehen können, daß sich das kulturelle und sprachliche Klima im Elsaß grundlegend wandelt. Neben den jahrzehntelang ausharrenden Kräften muß man diese Änderung auch der Lebendigkeit der vielgeschmähten linken Intellektuellenschicht (und eines Teils der Liberalen) gutschreiben. Falls diese Entwicklung nicht doch letzten Endes zu spät kommen sollte, kann es jetzt eigentlich nur noch darum gehen, auch die Medien, große Teile der Verwaltung und der politischen Mandatsträger zu überzeugen und als Verbündete zu gewinnen. Auch die Wirtschaft muß einsehen, daß sie sich wirtschaftlich sehr schadet, wenn sie weiter eifrig mithilft, die angestammte regionale (Sprach-)kultur zu zerstören. Das ist nicht das hauptsächliche und beste Argument, sondern nur eines der sekundären, aber wie das Leben so ist, vermutlich das einzige, dem Erfolg beschieden sein könnte, und das schnell und gründlich.

P.

Zwei Wege, aber wohin?

Wenn an dieser Stelle mit wenigen Sätzen zwei elsässische Puplikationen betrachtet werden sollen, so muß vorausgeschickt werden, daß dabei nur sehr subjektive Eindrücke wiedergegeben werden und daß diese Stellungnahme aus grundsätzlich solidarischem Interesse abgegeben wird. Es ist nicht Absicht des Betrachters, irgendjemanden zu verletzen. Und eigentlich kann es für jeden, der schreibt, nur nützlich sein, wenn er erfährt, welchen Eindruck er auf einen Außenstehenden macht, der im fraglichen Fall auf keine Verpflichtungen, Feindschaften oder Freundschaften Rücksicht zu nehmen hat.

"Land un Sproch" ist das Publikationsorgan der René-Schickele-Gesellschaft. Beide haben in fast 27 Jahren Immenses geleistet und viel bewegt. Um beide herum gruppiert sich eine Fülle verdienstvoller Veröffentlichungen und Initiativen. Wenn man feststellt, das ohne "Land und Sproch" und ohne die Schickele-Gesellschaft das geistige und kulturelle Leben und die sprachliche Situation im Elsaß ganz anders - und gewiß nicht besser - aussähen, so ist das keine vermessene Behauptung. "Land un Sproch" hat eine gefällige, zeitschriftengemäße Gestaltung und informiert ausführlich und umfassend über seine elsässische kulturelle Theamtik. Der Blick richtet sich immer wieder auch auf die Lage der anderen Minderheitensprachen im französischen Staat und auf die Lage von Minderheiten im Ausland, wobei im letzteren Fall vieles allzu unkritisch als perfekt gelöst und reibungslos positiv dargestellt wird, was daran liegen mag, daß aus elsässischer und lothringischer Sicht fast jede andere Minderheit als bewundernswert und ihre Lage als sonnig erscheinen muß.

Als der damalige Schickele-Kreis gegründet wurde, und mit ihm "Land un Sproch", war das die spontane Eruption eines in Jahrzehnten angestauten Ärgers, nach deutscher Art keine Revolution, sondern eine Revolte, aber aus der Sicht vieler wohletablierter Gewählter und der Pariser Institutionen samt ihrer oberrheinischen Ableger eine staatsgefährdende, wenn nicht gar staatsverräterische Revolte. Verein und Zeitschrift taten alles, diesen Eindruck nicht zu stärken, sie waren verfassungstreu wie sonst

Fortsetzung auf Seite 2

Zwei Wege, aber wohin?

Fortsetzung von Seite 1

keiner in Frankreich. Wer Staatsgefährdung sah, war selber schuld, der Eindruck ergab sich nur aus einer extrem jakobinischen, arroganten, francozentrierten Perspektive, die ringsherum nur kulturell niedere, einer richtigen Sprache gar nicht mächtige Wesen agieren sah.

Der Schickele-Kreis trat unter einer zweisprachigen Parole an, deren deutscher Teil lautete "Zweisprachigkeit, unsere Zukunft". Sie gilt noch heute. Immerhin haben Verein und Zeitschrift verhindert, daß die Entfernung von diesem Ziel immer schneller immer größer wurde, wenn sie nicht sogar eine Kursänderung erreicht haben oder erreichen werden, nach und nach, die das Elsaß - und möglicherweise auch einmal Lothringen - diesem Ziel wieder nahebringen wird. Aber unausgesprochen lautete das Motto, das bei der Gründung des Schikkele-Kreises galt, "Jetzt reichts es uns aber!", denn beide Zeiger standen schon fast auf Zwölf, die Zeit war knapp, für zu betuliche Vorsicht war gar keine mehr vorhanden. Unter diesem doppelten Druck haben Verein und Zeitschrift ihren halsbrecherischen Balanceakt, den Staat treuer Zuwendung zu versichern und ihn gleichzeitig an seine verbrecherischen Taten und Versäumnisse zu erinnern, hervorragend gemeistert. Aber mit dem Erreichten, wenn auch noch weit vor dem Ziel, hat sich auch intern manches verändert.

Die einstigen Revoltierer sind weitgehend ein Teil der Gesellschaft geworden, die sie einst kritisierten. Das frühere kritische Temperament ist einer routinierten, geordneten, harmoniebedürftigen Debatte gewichen.

Indem einiges erreicht wurde und indem die einst kritisierten Etablierten für die eigene Sache gewonnen werden konnten (teils aus echtem, teils aus der Wahltaktik wegen geheucheltem Interesse), sind Schickele-Gesellschaft und "Land un Sproch" selbst Teil des Establishments geworden, was sie verändert hat. Die alte kritische Entschlossenheit blitzt nur noch gelegentlich zwischen viel harmoniebetonender Geduld.

Geduld, Beharrlichkeit, Langmut, ja sogar ein Harmoniebedürfnis, das sind Tugenden, nur sind es gefährliche Tugenden, wenn man vor lauter Dabeisein zäh und festklebt und gar nicht merkt, daß das gewünschte Ziel nicht mehr näherrückt.

Zu entsprechenden Beispielen gehört ein liebevolles Porträt des großen und überzeugten Elsässers Pierre Pflimlin, das vor lauter Bewunderung vergißt, die alles entscheidende Frage zu stellen:

Was tat Pflimlin, als er noch das Amt hatte, etwas zu tun? Was nützt es, als kultivierter Elsässer die Segnungen der Landeskultur und der angestammten Sprache zu preisen, wenn man als Maire alles tat, die Zerstörung beider vorankommen zu lassen? Erst Leserbriefe haben hier und in anderen Fällen die Perspektive zurechtgerückt.

Länger bestehende Vereinigungen geraten ja leicht ohne direkte Schuld in die Gefahr, vom ursprünglichen Ziel abzuweichen, ohne daß die dafür Verantwortlichen das eigentlich wollen. Während die ursprünglichen Anhänger bei den Grundsätzen verharren, suchen die Funktionäre nach neuen Wegen und neuen Verbündeten, schließen aufgrund plausibler und verheißungsvoller Überlegungen Kompromisse mit anderen Gruppen und erreichen dabei oft gerade das nicht, was sie erreichen wollten. Es ist nützlich, sich dieser Gefahren gelegentlich zu erinnern, das Murren der "Basis" sorgt schon dafür.

Ganz anders steht es um "Rot un Wiss", das in Opposition zum Schickele-Kreis ins Leben trat und 1998 in den 23. Jahrgang tritt. "Rot und Wiss" nennt sich im Untertitel ein zweisprachiges und "autonomistisches Meinungsblatt". "Rot und Wiss" ist in der Sprache direkter, undiplomatischer, kämpferischer als andere zweisprachige Publikationen, kurzum, es ist politischer.

Das Blatt ist unabhängig, nicht mit Reichtum oder Zuschüssen gesegnet (wie man Umfang und technischer Machart ansieht), oft erfrischend, oft ärgerlich, aus bürgerlicher Sicht und durchaus links.

"Rot un Wiss" hat nach dem erzwungenen Ausscheiden seines Gründers Gabriel Andres, das von sehr unschöner Begleitmusik gekrönt wurde, durchaus ein eigenes Profil gewonnen, doch fehlen die kenntnisreichen, klaren Berichte und Analysen Andres' sehr. Wenn auch Andres sehr unsolidarisch hinauskomplimentiert wurde, so hält "Rot un Wiss" solidarisch engen Kontakt zu anderen autonomistischen Gruppen in Frankreich, wie Basken, Bretonen, Okzitaniern, Flamen und Korsen (den friedlicheren). Volksabstimmungen wie in Schottland und Wales finden natürlich Interesse und Zustimmung und blasen etwas autonomistische Morgenluft vom Golfstrom her aufs Festland. "Rot un Wiss" ist kein Parteiorgan, aber seine Mitarbeiter wollten es nicht beim Schimpfen belassen, sondern nehmen für die UPA/EVU (L'Union du Peuple Alsacien/Elsässische Volksunion) an Wahlen teil, mit insgesamt sehr bescheidenem, aber respektablem Erfolg (angesichts der Umstände).

Die Sprache von "Rot un Wiss) ist witzig, direkt, aggressiv, oft sarkastisch, von derbem Witz wie weiland manche elsässische Schriftsteller im 16. und 17. Jahrhundert.

Die glorreiche Republik à la Parisiènne sieht sich das schon einmal (mit langer und fundierter Grundlegung des Urteils) als Camembert- oder als Käsestaat tituliert.

Und wenn man sich dann noch das autonomistische Manifest eines Redakteurs ansieht, das dieser in einer deutschen Gazette preisgab, dann fragt man sich mitunter schon bei allem Schmunzeln und bei aller grundsätzlichern Zustimmung, ob das alles auch klug ist und ob solch angestauter, berechtigter Zorn, der sich ja nie irrational äußert, sondern anhand konkreter Beispiele an den Tag tritt, es auch klug handeln, läßt, wenn er sich derart artikuliert.

Der französische Staatsschutz ist ja nicht gerade für seine Zimperlichkeit beim Verfolgen abweichender Meinungen bekannt.

Und schon in Deutschland hätte man den Verfassungsschutz und die ganze antifaschistische vermeintliche Öffentlichkeit am Hals, außer man sei die Bayernpartei, wenn man nur halb so laut reden würde wie es "Rot und Wiss" manchmal tut.

Da würde es nicht einmal etwas nützen, daß "Rot un Wiss" aus bürgerlicher Sicht eher zu einer undoktrinären Linken gehört. Also, liebe Autonomisten, bleibt, wie ihr seid und erwartet euch bloß nichts aus Deutschland!

Die Ermordung des Präfekten des Depatements Koriska dürfte das Klima in Paris verändern und so oder so auf die Regionen der Minderheiten ausstrahlen. Auch die Autonomisten, ob sie sich nun als solche bezeichnen oder ob sie zu Regionalisten entschärft wurden, werden das zuspüren bekommen.

Entweder ändert die Regierung Jospin ihre Sprach- und Minderheitenpolitik grundsätzlich zum Guten im Sinne von mehr Toleranz, oder aber das Klima wird härter, und Innenminister Chévènement wird alles dafür tun, daß letzteres eintritt und rigoroser Zentralismus wieder Tritt faßt.

"Rot un Wiss" hat übrigens behauptet, der Innenminister habe seinen Namen Schwendimann zu verdanken und sei ein so großer staatsnationalistischer Chauvinist, weil er diesen Makel deutscher Abkunft dadurch vergessen machen möchte.

"Land un Sproch" und "Rot un Wiss" haben auch nicht den Hauch eines Anscheins gemein mit der gewalttätigen Minderheit korsischer Autonomisten. Doch wer das nicht sehen will, wird es auch nicht sehen.

Es mag aber sein, daß sich Premier Jospin für Förderung der Regionalsprachen und -kulturen entscheidet und nicht für wieder mehr Repression. Vielleicht ist er so klug, in die Wirklichkeit umzusetzen, was Mitterand so schön zu Papier bringen ließ in Berichten und Zukunftsversprechen, die sich alle ansahen wie das Tor zu regionalen Paradiesen, bis man merkte, daß diese Paradiese nur auf Transparentpapier gemalt waren.

ISSN 0179-6100

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Geschäftsstelle: D-73119 Zell u. A., Kirchstraße 20, Tel. (07164) 5842. Konten: Postgiro Stuttgart 370 15-708 (BLZ 600 100 70). Deutsche Bank Stuttgart 12/55 066 (BLZ 600 700 70) Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Dietrich Pfaehler.

Druckerei Leibold GmbH, Karlsruher Str. 46
76287 Rheinstetten-Forchheim

Frauen in der elsässischen Geschichte

I. Hildegard, Ahnfrau der Staufer

Die im 11. Jahrhundert lebende Elsässerin Hildegard aus dem Geschlecht der Grafen von Egisheim ist als Stammutter des Kaisergeschlechts der Staufer in die Geschichte eingegangen. Während sich das Egisheimer Grafenhaus bis auf die Etichonen, das erste Herzogsgeschlecht des Elsaß, zurückverfolgen läßt, ist über die frühe Geschichte der Staufer wenig bekannt.

Vorgeschichte der Staufer

Die Bezeichnung "Staufer" wurde erst angewandt, als Friedrich, der erste Herzog aus diesem Geschlecht, auf dem Berg Hohenstaufen bei Göppingen (Württemberg) um 1080 eine Burg errichtete und sich danach "von Staufen" nannte. Von den Vorfahren wird ein Graf Friedrich vom Riesgau - die erstgeborenen männlichen Vorfahren dieser Familie tragen in der Regel den Namen Friedrich - 1027 bei einem Hoftag in Ulm (Donau) urkundlich genannt. Dabei weigert sich Friedrich, den Herzog von Schwaben bei seinem Kampf mit dem salischen Kaiser Konrad II. zu unterstützen. Der Sohn dieses Grafen Friedrich, ebenfalls ein Friedrich, heiratete die Erbtochter des Filsgaugrafen und erhielt im Jahr1053 von Kaiser Heinrich III. das Amt eines Pfalzgrafen im Herzogtum Schwaben übertragen. Das Herzogtum Schwaben umfaßte damals ein Gebiet vom Gotthard- und Septimerpaß im Süden bis etwa zu einer Linie Weißenburg/Elsaß - Calw - Cannstatt - Ellwangen/Jagst im Norden, während die West-Ost-Ausdehnung vom Vogesenkamm bis etwa zu den Donauzuflüssen Lech und Wörnitz reichte. Die Pfalzgrafen wurden im Hochmittelalter vom Kaiser eingesetzt als Gegengewicht des Reiches gegenüber der Herzogsgewalt und waren verantwortlich für die Verwaltung des Reichsguts und für die Rechtspflege. Der um das Jahr 1020 geborene Sohn des genannten Pfalzgrafen benannte sich nach einem urkundlich nicht belegten Sitz "Friedrich von Büren" und vermählte sich um 1042/43 mit der vom Egisheimer Grafengeschlecht abstammenden Hildegard (geboren um das Jahr 1028). Allein durch diese Heirat gilt es als erwiesen, daß schon die früheren Staufer - unbeschadet der kargen urkundlichen Überlieferung - ebenso wie die Egisheimer zum Hochadel zählten. In der starren Feudalordnung des Hochmittelalters wäre ein Aufstieg aus dem niederen in den hohen Adel ohnehin unmöglich gewesen. Hinweise auf die vornehme Herkunft der Staufer finden sich in dem Werk "Gesta Friderici" (Geschichte des Kaisers Friedrich I. bis 1156) des Geschichtsschreibers Bischof Otto von Freising (um 1112 - 1158) sowie in der Staufergeschichte, die der Abt Wibald von Stablo-Malmédy und Corvey (1098 - 1158) im Jahr 1153 verfaßt hat. Nach seiner Heirat mit Hildegard, die Friedrich von Büren gute Zukunftschancen zu bieten schien, trat er nicht mehr hervor und ist auch urkundlich kaum greifbar. Der Grund dafür ist sicher sein früher Tod. Er dürfte kaum 35 Jahre alt geworden sein und starb lange vor seinem pfalzgräflichen Vater.

Herkunft der Hildegard

Über die unmittelbare Abstammung von Hildegard, der Ehefrau des Friedrich von Büren, gibt es unterschiedliche Auffassungen. Die bis in die neueste Zeit gängige Meinung geht wohl auf den Stuttgarter Historiker Christoph Friedrich Stälin (1805-1873) zurück. Danach ist Hildegard die Tochter des 1047 sehr früh verstorbenen Herzogs Ottos II. von Schwaben und dessen Ehefrau, einer Gräfin von Egisheim und Schwester des Bischofs Bruno von Toul, des späteren Papstes Leo IX. Hildegard wäre somit eine Nichte des heilig gesprochenen Elsässerpapstes. Eine andere Ansicht vertrat der Tübinger Historiker Hansmartin Decker-Hauff (1917-1994). Er bezeichnete die Ehefrau Hildegard des Grafen Friedrich von Büren als eine Tochter des Grafen Ludwig von Bar-Mousson (um 1005-1067/76) und der Sophie von Lothringen (Um 1013- nach 1091/92), einer Tochter des Herzogs Friedrich II. von Oberlothringen. Hildegards Großmutter mütterlicherseits war dann eine Schwester der Kaiserin Gisela, Gattin des Salierkaisers Konrad II. Von ihrer Großmutter väterlicherseits, einer geborenen Gräfin von Egisheim und Schwester des Elsässerpapstes Leo IX. soll Hildegard große Güter im Elsaß geerbt haben die sie in die Ehe mit Friedrich von Büren einbrachte. Die Staufer-Ahnfrau Hildegard wäre dann die Großnichte des Papstes Leo IX. und der Kaiserin Gisela gewesen.

Das Leben der Hildegard

Über ihre Jugendzeit wissen wir nichts. Auch über die Ehe mit Friedrich von Büren, die wohl nur 10 - 11 Jahre bestand, ist wenig bekannt. Verbürgt ist jedoch, daß aus der Ehe 7 Kinder hervorgingen, und zwar 6 Knaben und ein Mädchen. Die Söhne Manegold und Ludwig waren nacheinander Pfalzgrafen in Schwaben. Vermutlich haben sie dieses Amt unmittelbar von ihrem Großvater übernommen. Der Sohn Otto trat in den geistlichen Stand und wurde etwa um1075 Domherr in Straßburg, dem Hochstift mit den strengsten Ahnenbestimmungen unter allen deutschen Domkapiteln. Von 1083 - 1100 war Otto Bischof von Straßburg. Als Graf ist der Sohn Friedrich erstmals 1069 urkundlich. In der Geschichte wurde er bekannt als entschiedener Parteigänger des Kaisers Heinrich IV., der ihn 1079 mit dem Herzogtum Schwaben belehnte und ihm seine einzige Tochter Agnes zur Frau gab. Über das Leben der wohl jüngsten Söhne Konrad und Walter ist wenig überliefert. Adelheid, die einzige Tochter war in erster Ehe mit einem Grafen im östlichen Schwaben und in zweiter Ehe mit einem fränkischen Grafen verheiratet. Im Gegensatz zu ihrem so früh verstorbenen Ehemann durfte Hildegard die Standeserhöhung ihrer Söhne erleben. Sie selbst ist eine zweite Ehe eingegangen, war aber nach einigen Jahren erneut Witwe. Da sie sich im Alter in ihre elsässische Heimat zurückziehen wollte, gründete sie auf ihrem Eigengut um 1087 das Kloster St. Fides in Schlettstadt, das dann die ältestete Staufergrablege im Elsaß werden sollte. Das Mutterkloster der Schlettstadter Gründung war Sainte Foy in Conques en Rouergue (Depart. Aveyron, Südfrankreich), in dem Hildegards Söhne Friedrich, Otto und Konrad auf einer Pilgerreise nach Santiago de Compostella - zwischen 1090 und 1092 - Station gemacht hatten. Die Stauferbrüder veranlaßten die Ansiedlung von Mönchen aus Conques in Schlettstadt, die dann wohl auch Reliquien der im 4. Jahrhundert verstorbenen Märtyrerin mitbrachten. Die Kirche wurde von Bischof Otto von Straßburg, Hildegards Sohn geweiht. Nach ihrem 1094 oder 1095 erfolgtem Tod wurde Hildegard in der Kirche beigesetzt. Sainte Foy, deren Namen man schon früh ins Deutsche übersetzte (St. Truwe, Getruwen/Gertrud?) wurde zur staufischen Hausheiligen.

Der Fund von 1892

Bei der Renovierung der Kirche St. Fides in Schlettstadt im Jahr 1892 wurden die Überreste des Gründungsbaus der Hildegard gefunden. Dabei stieß man auf ein Grab im Chor, das den Naturabdruck eines Menschen enthielt. Dieser Abdruck war dadurch entstanden, daß man die Leiche mit Kalkmörtel übergossen hatte. Nach der Erstarrung bewahrte diese Masse die Konturen wie das Negativ eines toten Körpers. Der Abguß, der von dieser Kalkhülle genommen wurde, ergab eine Frauengestalt. Ein Meinungsstreit darüber, ob es sich um eine jüngere oder ältere Frau handelte, wurde

Fortsetzung auf Seite 4

Reichsland Elsaß-Lothringen

In der Reihe"Schriften der Erwin von Steinbach-Stiftung" ist als Bd. 9 endlich erschienen:

Max Rehm: Reichsland Elsaß-Lothringen. Regierung und Verwaltung 1871 bis 1918. Im Anhang: "Das Elsaß" von Wilhelm Heinrich Riehl. 160 Seiten, 47 Abb., meist nach Zeichnungen von Roland Anheißer, eine farbige Karte, Leinen mit Schutzumschlag.

Das Buch ist über die Geschäftsstelle noch zum Sonderpreis für Mitglieder und Freunde von **DM 30,80** zu beziehen.

Lazarus von Schwendi (1522 - 1583)

Wie ein Schwabe am Oberrhein sein Glück machte

Über den Diplomaten und Feldherrn Lazarus von Schwendi, der im Schloß Kientzheim bei Colmar seinen Lieblingsplatz hatte und mit dem die Einführung der Tokayer-Rebe im Elsaß in Verbindung gebracht wird, ist vor kurzem im Gerhard Hess-Verlag (Ulm) ein Büchlein von Ingrid Hepperle erschienen, das den Untertitel "Wie ein Schwabe am Oberrhein sein Glück machte" trägt. Wer war dieser Ritter und Freiherr von Schwendi, dessen Spuren man heute noch in Schwaben und am Oberrhein, vor allem im Elsaß, verfolgen kann und dessen Leben und politisches Werk unsere Aufmerksamkeit verdienen?

Geboren ist Lazarus von Schwendi 1522 auf dem Schloß des schwäbischen Ortes Schwendi, der zwischen Ulm und Memmingen liegt.

Er ist in Memmingen aufgewachsen und besuchte dort die Lateinschule. Später studierte er in Basel, damals eine bedeutende Universitätsstadt, und in Straßburg, wo er Johannes Sturm begegnete. Lazarus von Schwendi bekam eine gründliche humanistische Ausbildung, vor allem lernte er viele europäische Sprachen, was ihm in seiner späteren Karriere sehr zustatten kam. 1545 trat Lazarus von Schwendi in kaiserliche Dienste, zuerst unter dem Habsburger Karl V, dann unter Ferdinand I. Er diente dem Deutschen Reich, das für ihn das Höchste in seinen kriegerischen und diplomatischen Bemühungen war.

Als "Feldobrist des Deutschen Reiches" wirkt Lazarus von Schwendi im Krieg gegen die Türken, die immer wieder das Reich bedrohen. In diesem Zusammenhang erobert er auch die Festung Tokay in Ungarn, von wo er die Tokayer-Rebe mit an den Oberrhein bringt.

Bei seinen verschiedenen Missionen in Europa handelt Lazarus von Schwendi mit großer politischer Klugheit. Stets ist er auf die Wahrung von Frieden und Recht bedacht, in der Sicherung des Reiches sieht er seine Hauptaufgabe.

Eine Tugend, mit der er auch seiner Zeit voraus ist, zeichnet ihn vor allen Zeitgenossen aus: seine religiöse Toleranz. Schwendi, der als Protestant aufgewachsen ist und später im Dienst eines katholischen Fürsten stand, kann als "früher Aufklärer" bezeichnet werden.

Lazarus von Schwendi, als Heerführer und Diplomat sehr erfolgreich, erwirbt zwischen 1552 und 1573 ein ansehnliches Imperium am Oberrhein, neben seinem Besitz in Österreich und Ungarn. Er ist einer der größten Potentaten im Süden des Deutschen Reiches und als solcher Garant seiner Einheit. Im Elsaß gehören ihm die Stadt und Festung Hohenlandsberg, eine Reihe von Dörfern um Colmar (z. B. Sigolsheim, Türkheim, Ammerschweier, Kientzheim, in dessen Kirche er auch begraben liegt) und die Stadt und Burg Kaysersberg. Er besitzt auch Häuser in Straßburg und Freiburg sowie eine Reihe von Städten und Dörfern im Breisgau.

Neben seiner humanen Haltung zeichnet ihn auch ein ausgeprägtes soziales Gewissen aus.

Er gründet Spitäler in seiner Herrschaft, stiftet Zünfte der Handwerker, vergißt aber auch nicht bei seinen Untertanen. Desweiteren fördert er Weinbau und Ackerbau und sorgt für äußere und innere Ordnung in seinen Landen, in denen auch ein gewisser Wohlstand herrscht. Um schneller seine Besitzungen diesseits und jenseits des Rheins erreichen zu können, läßt er eine Reihe von Brücken über den Rhein bauen.

Es ist der Autorin Ingrid Hepperle zu verdanken, daß sie in knapper Form die Bedeutung Lazarus von Schwendi und sein Wirken am Oberrhein aufzeichnen konnte.

Aus diesem Wirken entsteht für die heutigen Menschen dieser Landschaft diesseits und jenseits des Rheins, die heute als "Regio" bezeichnet wird, eine brückenbauende Verpflichtung. Eine Aufstellung der historischen Stätten, die in Schwaben, im Badischen und im Elsaß Hinweise auf Lazarus von Schwendi geben können, erlaubt dem interessierten Leser, sich selber auf die Spuren dieser bedeutenden Persönlichkeit zu begeben. me

Hildegard, Ahnfrau der Staufer

Fortsetzung von Seite 3

schließlich durch ein anthropologisches Fachgutachten entschieden. Da dem Abbild alle Merkmale einer älteren Frau zukommen, dürfte es sich wohl nach dem Fundort um Hildegard, die Stifterin der Kirche handeln. Franzosen, die dieser Annahme mit Skepsis begegnen, sprechen von der "dame inconnue de Sélestat". Der Originalabguß der Frauenbüste befindet sich in der Stadtbibliothek von Schlettstadt.

Hildegards Bedeutung für die Staufer

Im Mittelalter wurden Eheverbindungen im Hochadel stets mit politischen Absichten geknüpft. Wer im Fall der Hildegard und des Friedrich von Büren die Fäden gezogen hat, ist nicht bekannt. Genützt hat die Verbindung zunächst den Staufern, die durch das Egisheimer Erbe ihren Landbesitz im Herzogtum Schwaben - das Elsaß war damals ein Teil davon - erheblich erweitern konnten. Dadurch wurde ihre Stellung gegenüber den Familien der Welfen und Zähringer aufgewertet, die in Schwaben über den größten Eigenbesitz verfügten. Da die letzteren ihre politischen Ambitionen häufig im Widerspruch zur kaiserlichen Politik verfolgten, mußte das Kaiserhaus an der Stärkung der Staufer, seiner verläßlichsten Parteigänger in Schwaben, besonders interessiert sein.

Es ist nicht belegt, wie sich die verwitwete Hildegard mit ihren Egisheimer Verwandten auseinandergesetzt und ihr Erbe gesichert hat. Vermutlich hat sie in der Zeit des Investiturstreits, als die Egisheimer meist auf päpstlicher Seite standen, ihren Besitz selbst verwaltet und aus den Kämpfen heraushalten können. Hildegard hat jedenfalls dafür gesorgt, daß ihr Erbe ihren Nachkommen erhalten blieb. So konnte das Elsaß in der Zeit nach ihr zum Schwerpunkt der Staufermacht im Herzogtum Schwaben und schließlich auch im Reich werden. Der Chronist Bischof Otto von Freising konnte schon mit Recht von Herzog Friedrich II von Schwaben (Enkel der Hildegard und Vater des Kaisers Barbarossa) sagen, daß er das ganze Gebiet von Basel bis Mainz, in dem die Hauptstärke des Reiches lag, unter seinen Willen zu beugen vermochte.

Es mag sein, daß die elsässische Stammutter der Staufer nicht nur als Klostergründerin für ihre Nachkommen ein Zeichen gesetzt hat, sondern auch als Persönlichkeit mit politischem Gespür, mit Tatkraft und Durchsetzungsvermögen. Hildegard war aber zweifellos eine wichtige Wegbereiterin der Stauferzeit, einer Zeit der Blüte und des wachsenden Wohlstandes der Heimat ihrer Vorfahren, des Elsaß. kk

Aus dem "glückhafft Schiff von Zürich"

Denn nichts ist also schwer und scharff,
Das nicht die arbeit underwarff;
Nichts mag kaum sinn so ungelegen,
Welchs nicht die Arbeit bring zu wegen.
Was die faulheit halt für unmüglich,
Das überwind die Arbeit füglich:
Die Arbeit hat die Berg durchgraben
Und das Thal inn die höh erhaben,
Hat's Land mit Stätten, wonhaft gmacht
Und die Ström zwischen Damm gebracht,
Hat Schiff gebaut, das Meer zu zwingen,
Das es die Leut muß überbringen,
Und die leut über flüß muß dragen,
Und sich mit Rudern lassen schlagen,
Das es die Schiff so gschwind muß führen,
Als die vögel der Luft thut rüren ...
Arbeit und fleis, das sind die flügel,
So füren aber Strom und Hügel!

Johann Fischart

Henri Bacher - Seine Bilder in der Landschaft seiner Zeit

Mit einem festlichen Gottesdienst hat die evangelische Gemeinde von Saargemünd am Sonntag, dem 21. September 1997 ihr erneuertes Gemeindehaus dem 1890 hier geborenen und in der evangelischen Kirche auf den Namen Heinrich getauften Maler Henri Bacher gewidmet. Damit hat sie einem ihrer größten Söhne ein bleibendes Denkmal gesetzt, denn dieser Künstler war nicht, wie heute immer wieder vermutet wird, ein Gebrauchsgraphiker, ein schneller Zuarbeiter von Zeitungs- und Kalenderredaktionen. Wir greifen nicht zu hoch, wenn wir ihn in einem Atemzug nennen mit Albrecht Dürer, Martin Schongauer, Ludwig Richter und Rudolf Schäfer. Er verstand sich selbst auch so, daß man seine Bilder auf den ersten Blick erkennt, auch wenn sie nicht signiert sind. Sein häufigstes Bildmotiv ist übrigens der Turm: das Dorf in der Landschaft, den Turm in der Mitte. Straßburg, die wunderschöne Stadt mit seinem Münster, aus der Nähe und aus der Ferne, Stadttore entlang der elsässischen Weinstraße, die alten Rundtürme der Lothringer Dörfer. Eine seiner großen Spezialitäten war die Herstellung von Exlibris, kleinformatigen Bildern zum Einkleben in den Bücherbestand eines gebildeten Menschen. Alfred Pfleger hat 1936 "Die Exlibris Henri Bachers" bei der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft als Buch herausgegeben. Dort lernen wir die geistige Landschaft Henri Bachers kennen. Es sind zumeist Pfarrer, Pfarrfrauen, Ärzte und Apotheker, Architekten und Journalisten. Auch der langjährige Pfarrer von Saargemünd, Edmond Helmlinger, hatte sein Exlibris von Bacher, natürlich auch mit einem Turm, davor das Lamm Gottes mit der Siegesfahne, thronend auf der heiligen Schrift. Oder nehmen wir das Exlibris von Pfarrer Willy Guggenbühl. Der Wächter auf der Zinne des Turms, in dessen Brüstung das Lutherwappen eingehauen ist, am Turm die Kreuzesfahne; der Wächter blickt weit in die Landschaft zu zwei Dörfern hin, gekennzeichnet durch ihre Kirchtürme. Er hat das Liederbuch "Singende Jugend" herausgegeben, das Bacher mit illustrieren half. Da finden wir das Exlibris des Volksberger Pfarrers Kurt Franz Rosenstiel und des berühmten "KEB", des Tieffenbacher Pfarrers Karl Eduard Berron, der in seinem Pfarrhaus einen Postkartenverlag der Evangelisch-Lutherischen Gesellschaft Elsaß-Lothringens betrieb und der sich so für seine Heimat und Muttersprache einsetzte, daß die neuen französischen Behörden seine Ernennung zum Pfarrer von Ingweiler 1925 nicht bestätigten, was bis ins offizielle Kirchliche Jahrbuch des deutschen Protestantismus seine Wellen schlug. Dies ist die Landschaft Henri Bachers. Diese Leute sind in seinem Straßburger Atelier ein- und ausgegangen. Geistliche beider Konfessionen, auch der Straßburger Bischof Ruch, hatten sich sein Exlibris von Bacher entwerfen lassen, Künstler und Intellektuelle. Viele von ihnen gehörten zu der Heimatbewegung. Soweit sie eine innere Beziehung zur evangelischen Kirche hatten, waren sie der lutherischen Erweckung zugehörig, die nach bedeutenden Anfängen im 19. Jahrhundert mit Persönlichkeiten wie Weyermüller, Ihme und Horning, im 20. Jahrhundert durch die Jugendbewegung, die Singbewegung und die Hochkirchliche Bewegung in Deutschland einen neuen Aufschwung genommen hatte. Von hier aus ist es unschwer zu verstehen, warum es um Henri Bacher und sein Werk 1945 so still geworden ist. In der Zeit des nationalstaatlichen Gedankens war Bacher einfach auf der falschen Seite. Seine Wiederentdeckung konnte nur unter dem Stichwort Europa unternommen werden.

Ein zweiter Festpunkt muß beim Erfassen von Bachers Landschaft genannt werden. Das ist die römisch-katholische Konfession. Henri Bachers Mutter war eine bewußt katholische Lothringerin. Obwohl der Künstler ein treues Mitglied von Jung-Sankt-Peter in Straßburg war, war er am römischen Katholizismus interessiert, machte sein Atelier zu einem Begegnungsort der Konfessionen, erstrebte eine über den Konfessionen stehende wahre Katholizität, denn weil es nur einen Jesus Christus gibt, kann es auch nur einen Leib Christi geben, die eine, heilige, allgemeine christliche Kirche, wie sie im apostolischen Glaubensbekenntnis bekannt wird. Hierzu forderte Bacher entschieden die Wiederentdeckung des Taufsakramentes als des ökumenisch verbindenden Sakramentes, ein Gedanke, den die heutige ökumenische Diskussion nur wenig bedenkt, sondern sich vor allem mit dem Sakrament des Heiligen Abendmahls beschäftigt, was bis zur Stunde die Konfessionen noch mehr trennt als eint.

Henri Bacher hat zahlreiche Marienbildnisse entworfen. Oft steht die Mutter Jesu mitten in der heimatlichen Landschaft. So war der Weg nicht weit zum Hambacher

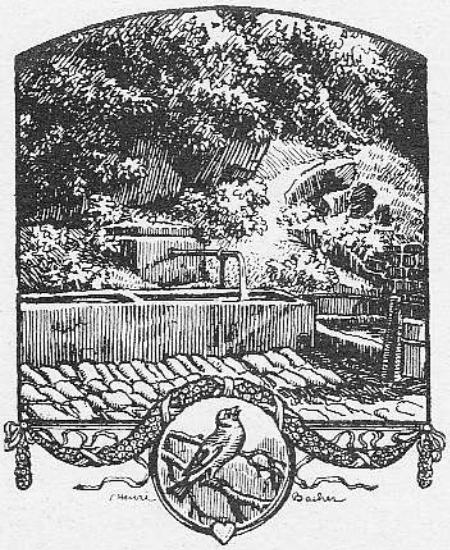
Lothringer Land

Die Kreuzkapelle von Forbach

Fortsetzung auf Seite 6

Fortsetzung von Seite 5

Pfarrer Louis Pinck, dessen Mutter übrigens eine Protestantin gewesen ist. Seine Lothringer Volksliedersammlung der "Verklingenden Weisen" hat Henri Bacher illustriert, bis ihm 1934 der Tod den Stichel aus der Hand nahm. Die Verbindung zwischen Volkslied und der schwarzen Kunst Bachers war so überzeugend, daß die 1966/



Lothringer Land

Felsenlaufbrunnen bei Lembery

69 erschienene dreibändige Sammlung "Das Volkslied im Elsass" von Joseph Lefftz ganz in den Bahnen der "Verklingenden Weisen" geht und in Pierre Nuss einen Bachers Kunst verwandten Meister gefunden hat.
Auf der Einladung zu den Feierlichkeiten in Saargemünd im September 1997 war auf der Rückseite ein Bacher-Linolschnitt mit einem röhrenden Hirsch in einem Tannen-

H. Bacher: Papa Gerné, einer der wichtigsten Gewährsleute der von Louis Pinck festgehaltenen "verklingenden Wesien".

wald abgebildet, am Horizont übrigens wieder ein Turm, Dagsburg am östlichen Zipfel Lothringens. Da liegt leicht die Gedankenverbindung zu Heimatkunst, Wohnzimmer-Kitsch und Sentimentalität nahe. Aber weit gefehlt! Das Bild stammt aus dem Tieffenbacher Postkartenverlag Berrons und ist kein Genre-Bildchen, sondern die Illustration zu Psalm 42, Vers 2: Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu Dir! So hat es Bacher

Lothringer Land

Die Kirche von Altrip

Kreis Forbach

auch als Unterschrift zu diesem Bild geschrieben. Diese Art von "Beschneidung" sollte man sich doch verkneifen. Ist dies aber nicht bezeichnend für die heutige Beschäftigung mit "Henri Basché", die sein geistiges und geistliches Umfeld nicht mehr kennen will und seine Sprache verleugnet, ihn für eine provinzielle Erscheinung hält, die mit der unerhörten Modernisierung des Lebens, der Gesellschaft und leider auch der Kirche überholt ist?
Die Evangelischen im Elsaß und in Lothringen haben alle, ohne daß sie es vielleicht schon einmal betrachtet haben, das geistliche Vermächtnis des Kreises um Henri Bacher Zuhause im Besitz. Es ist das 1952 erschienene und Ende 1996 außer Gebrauch gesetzte Gesangbuch. Es ist daneben die Bibelübersetzung Dr. Martin Luthers. Jugendbewegung, Singbewegung, reformatorische Erneuerung von Verkündigung, Theologie und Kirche haben daraus geschöpft. Daß diejenigen, die aus diesen Quellen leben, Fremdlinge mitten in der eigenen Zeit und Welt werden und schon geworden sind, das ist freilich nicht nur eine aktuelle, sondern bereits eine Erfahrung, von welcher die Bibel eindrucksvoll zu reden weiß. Die irdische Heimat, die vertraute Landschaft, die alten Straßen noch, die alten Häuser noch, sie sind für die Nachfolger Christi nur Durchgangsstation, Rastplatz auf dem Weg zur ewgen Heimat. Viele von Bachers Bildern sind nach oben offen. Von oben fällt helles Licht auf die irdischen Verhältnisse, wie etwa auf dem Bild vom Wimmenauer Kirchhof mit seinem alten Gotteshaus, darüber im hellen Licht das himmlische Jerusalem mit seinen Toren und Türmen, darunter Sankt Thomas und Jung-Sankt-Peter in Straßburg! Bachers Kunst ist transzendente Kunst, d. h. sie weist über sich selbst hinauf auf Gott, wie es einer der großen Lehrsätze des alten, rechtgläubigen Luthertums sagt: Finitum capax infiniti. Das Endliche ist in der Lage, den Unendlichen, Ewigen zu erfassen. Bachers Kunst ist christliche Kunst. Das ist ihre Größe und ihre Problematik, denn der Christusglaube ist nicht mehr bei der Mehrheit, sondern oft nur im Winkel. Bernhard H. Bonkhoff

Reizvolle Geschenke

Bernhard H. Bonkhoff:

Elsaß-lothringisches Stundenbuch. Reich illustriert mit Holzschnitten von Henri Bacher.

Bände 1 und 2, je DM 6,-
Bände 3 und 4, je DM 7,-

Sehr zu empfehlen zur Erbauung und als Geschenk. Zu beziehen über die Geschäftsstelle.

Mein Großvater Jakob Billiar (1849 - 1932)

Ein Lebensbild aus der Reichslandzeit
von Albert Girardin

Fortsetzung aus Nr. 3 - 4/1997

Vor dem ersten Weltkrieg war es noch in vielen Bauernfamilien in Lothringen üblich, daß die Kinder ihre Eltern nicht duzten, sondern „Ihr" zu ihnen sagten. Bis heute werden die Schwiegereltern noch mit „Ihr" angeredet. Im 19. Jahrhundert gab es Bauernfamilien, in denen die Frau ihren Mann mit „Ihr" anredete. Obwohl das Verhältnis meiner Mutter zu ihrem Vater sehr innig war, sagte sie „Ihr" zu ihm. Aber die Enkel duzten den Großvater und die Mutter.

Jakob Billiar hatte ein besonderes Verhältnis zu den Zigeunern, die vor dem Zweiten Weltkrieg noch nicht durch Wiedergutmachungsgelder korrumpiert waren. In meiner Jugend kam drei- oder viermal im Jahr die alte Kobi-Klätt, die sozusagen eine Bettlerin im Ruhestand war. Sie lebte nicht mehr auf der Landstraße, sondern hatte mit ihrem Mann eine primitive Wohnung in Lixheim. Wie die meisten Zigeunerinnen litt sie an Rheuma und schob eine „Waschkutsche" vor sich her, in die sie ihre Sachen packen und an der sie sich zugleich halten konnte. Ich sehe noch die Klätt auf der Truhe neben dem Ofen sitzen, der Großvater ihr gegenüber. Die Mutter bringt ihr eine Tasse heißen Kaffee, der Großvater reicht ihr seinen Tabakbeutel, eine Schweinsblase. Sie stopfte sich eine Pfeife, und dann erzählte sie von ihrem Mann, der auch alt geworden war, aber noch etwas Geld mit Korbflechten verdiente, von ihrem Enkel Schorsch, der im Gefängnis saß, weil er aus Eifersucht einen Rivalen erstochen hatte, und dabei verdiente das Mädchen doch gar nicht, daß man sich um sie stritt. Danach berichtete sie, was sonst in den Dörfern der Umgebung passiert war, denn die Klätt war immer gut informiert. Nach einiger Zeit brachte meine Mutter ihre in ein Papier eingewickelte Gabe, einen Viertellaib Brot, ein Stück Speck, eine Wurst, einen Käse. Der Großvater reichte der Klätt noch einmal seinen Tabakbeutel. Dann verabschiedete sich die Besucherin mit Dank und Segenswünschen und schob ihre „Waschkutsche" weiter. Sie hatte vier oder fünf befreundete Häuser, wo sie einkehrte oder auch nur zum Fenster hineinschaute und trat dann den 12 Kilometer weiten Heimweg an, mit Vorräten für einige Zeit.

Die Tochter der Kobi-Kätt, die Lott, war mit dem Stammesältesten Winterstein verheiratet und hatte 17 Kinder. Sie reiste mit größerem Gefolge als ihre Mutter. Winterstein hatte einen Wohnwagen und ein Pferd und ein bis zwei Dutzend Menschen wimmelten darum herum. Wenn sie nach Helleringen kamen, kampierten sie unten am Judenweg auf einem Stück Ödland vor der Brücke über die Brisch. Einige der Frauen gingen ins Dorf, um zu betteln, andere bereiteten die Feuerstelle vor und suchten trokkenes Holz. Der Patriarch Winterstein saß auf einem Sessel und rauchte eine lange Pfeife. Er war mit einem hellgrauen ledernen Wams bekleidet, das mit zwei Reihen silberner Knöpfe, anscheinend Talern aus früheren Zeiten, besetzt war.

Die Kobi-Lott-Winterstein kam auch in unser Haus. Sie wurde freundlich behandelt, genoß aber nicht das gleiche Ansehen wie ihre Mutter. Auch rauchte sie keine Pfeife. Erzählen konnte sie auch. Von meiner Mutter erhielt sie Milch, Brot und Fleisch.

Nach ihrer Rückkehr kochten die Frauen das Essen in einem großen Topf über dem Feuer.

Die Männer streiften unterdessen auf dem Felde den Hecken entlang, auf der Suche nach Igeln, die früher zahlreich in Dornenhecken hausten. Auch mancher Hase fiel ihnen in die Hände. Die Zigeuner waren sehr geschickt in der Zubereitung eines Igelbratens. Das Tier wurde in Lehm eingepackt und in einem Loch in der Erde unter Feuer gesetzt. Der stachelige Pelz ließ sich dann leicht mit dem gebackenen Lehm entfernen.

Die Zigeuner schnitten auch junge Weiden von den vielen Bäumen, entlang dem Bach und den Gräben, was die Dorfbewohner stillschweigend duldeten, da sie doch meist keine Verwendung dafür hatten. Die Zigeuner flochten Weidenkörbe, die sie dann im Dorf verkauften.

Jeden Herbst zogen sie aus zum Hopfenzopfen ins Elsaß. Die Hopfenpflanzen wurden auf dem Feld von Stangen und Drähten gestreift und nach dem Hof gefahren. Die Zigeuner, Männer und Frauen, saßen unter einem Schuppen ode in einer Scheune und zupften die Frucht von den Stielen in einen Korb. Für jeden vollen Korb erhielten sie von dem Aufseher eine Marke. Bei Feierabend wurde abgerechnet.

Der Hopfenbauer hatte einen Schlafraum eingerichtet und eine Kochstelle, wo die Frauen kochen konnten, was der Hof zur Verfügung stellte: Fleisch, Gemüse, Kartoffeln. Dazu gab es Wein, Brot und Käse für die Zwischenmahlzeiten. Mit dem Geld, was die Hopfenzopfer verdienten, zahlten sie ihre Steuer und konnten sich für den Winter eindecken.

Eine weitere Einnahme hatten die Männer noch, wenn sie, meist bei einer Hochzeit, zum Tanz aufspielten. Sie hatten oft ein richtiges Kundschaftersystem, das ihnen meldete, wenn irgendwo eine Hochzeit stattfand.

Besonderes Ansehen genoß bei meinem Großvater der Zigeuner Endres. Er kam einige Male im Lauf des Jahres mit seiner Frau. Sie schoben eine „Waschkutsche" vor sich her, in der sie ihre Sachen hatten, darunter eine Steppdecke und zwei Wolldecken. Die beiden nahmen bei uns Quartier in der leeren Scheune unseres leerstehenden zweiten Hauses. Die Frau litt schwer an Rheuma und war schlecht zu Fuß. Als sie einmal die geringe Höhe von der Straße zur „Waschkutsche" hinauffahren wollte, mühte sie sich umsonst. Der Endres kam ihr zur Hilfe mit den Worten: „Du würdest auch nicht mehr Hofdame bei der Kaiserin werden". So scherzten die alten Leute noch untereinander. Der Großvater sorgte immer für frisches Stroh, auf dem die beiden ihr Nachtlager herrichteten. Wenn der Großvater am Abend vor dem Haus auf der Bank saß, setzte sich der Endres zu ihm und erzählte.

Er hatte einen geheimnisvollen Ursprung. Seine Eltern waren nicht bekannt, aber zweifellos war er das Kind einer Zigeunerin. In einem lothringischen Dorf lag der kleine Junge eines Morgens auf der Schwelle des Pfarrhauses. Die Behörden forschten vergebens nach der Familie. Inzwischen zog ihn der Pfarrer auf, gab ihm Unterricht im Lesen und Schreiben, lehrte ihn Latein, in der Absicht, ihn studieren zu lassen, da der Junge sich als gescheit und lernwillig erwies. Nebenbei besuchte er wohl auch die Dorfschule. Mit 15 Jahren verschwand er eines Tages und kehrte nie mehr in das Dorf zurück, in dem er aufgewachsen war. Er schloß sich einer Zigeunersippe an. Aber in diese Umwelt scheint er nicht gepaßt zu haben. Als er eine Frau fand, zog er mit ihr jahrzehntelang auf den Landstraßen des Westrich umher. Wo er den Winter verbrachte, weiß ich nicht. Aber er hatte viele Freunde, die ihn hoch schätzten. Bei dem Großvater saß der Endres stundenlang auf der Bank und erzählte. Er kannte die Sternenbilder, erklärte das Sonnensystem und die Schöpfungsgeschichte.

Ende der zwanziger Jahre erschien der Endres zum letzten Mal, allein, mit einem Bogenkorb am Arm, in dem er seine ganze Habe hatte. Er war von einer tiefen Traurigkeit erfüllt und sagte, er käme nicht wieder. Seine Frau war gestorben. Ohne sie hatte das Leben für ihn keinen Sinn mehr, und er sagte, er würde auch bald sterben. Er wollte nur noch einmal die alten Bekannten sehen. Danach hörte man nichts mehr von ihm. Es paßte zu seiner bescheidenen Art, daß er irgendwo still gestorben ist und unauffällig begraben wurde.

Meine letzte Begegnung mit Zigeunern fand im Herbst 1939 statt. Ich war als Soldat nach Auxerre eingezogen worden. An einem Samstagabend streifte ich mit zwei elsässischen Kameraden durch die Vorstadt von Auxerre, als wir Musik aus einer Gastwirtschaft hörten, und zwar spielte die Kapelle den „Fridericus Rex", den „Dessauer Marsch" und andere preußische Militärmusik. In einer Pause traten wir in das

Fortsetzung Seite 8

Ein bedeutender Straßburger

Albert Fisdcher: Daniel Specklin aus Straßburg (1536 - 1589). Festungsbaumeister, Ingenieur und Kartograph. Sigmaringen 1996, Jan Thorbecke Verlag; 227 S., 110 Abb. davon 78 in Farbe), Großformat, Ln., Dm 128,-.

Daniel Speckle/Speckel/Specklin gehört zu den einigermaßen bekannten Größen der an Großen reichen Reichsstadt Straßburg im 16. Jahrhundert. Man weiß von ihm als Planer der Stadtbefestigung, als Zeichner einer Stadtansicht, als Schöpfer der ersten genaueren Landkarte des Elsaß und als Theoretiker des Festungsbaus, der mit seinem Buch "Architectura von Vestungen" (1589) die Militärarchitekten der folgenden Jahrhunderte sehr stark beeinflußte.

Unser Wissen übe Daniel Specklin wird nun durch dieses stark biographisch orientierte Monographie umfassen vermehrt und auf den neuesten Forschungsstand gebracht. in dem sehr anschaulich geschriebenen Buch ist aus den überlieferten Akten und anderen Quellen umfassend versammelt, was uns über Specklin, seine Persönlichkeit und seine Leistung zu erfahren möglich ist. Immer ins Biographische eingebettet stellt Fischer Specklins gebliebene und verschwundene Werke und sonstigen Leistungen vor. Mit großem Eifer hat der Autor in den letzten zwei Jahrzehnten in Archiven, Museen und Privatsammlungen Mitteleuropas nach Speckliana gesucht und dabei allerhand Unbekanntes zutage gefördert, so daß das Buch aus sehr wesentlich Neues vorstellt. Aus Kostengründen mußte das Buch über ein Jahrzehnt auf sein Erscheinen und seine redaktionelle Abrundung warten.

Das Warten hat seinem Inhalt sehr genützt, der Band ist auch ordentlich bebildert, aber wenn man bedenkt, welche prächtigen Bildquellen Albert Fischer für sein Manuskript zusammengestellt und sehr oft auch erstmals aufgefunden hat, so kann man nur bedauern, daß im reichen deutschen Südwesten nicht mehr Mittel aufgebracht werden konnten, um über Druckkostenzuschüsse das ganze umfangreiche Bildmaterial (weit überwiegend Zeichnungen Specklins) auch zu veröffentlichen.

Der Autor, ein aus Straßburg stammender Bauingenieur, der nach 1945 in Paris beruflich neu beginnen mußte, hat das Buch aus Lokalstolz in Angriff genommen, aber am Ende eine mustergültige, interessante und flüssig lesbare Monographie von überregionaler Bedeutung zustandegebracht.

Daniel Specklin wurde 1536 in Straßburg als Sohn des wohlhabenden Formschneiders Veit Rudolf Specklin geboren, lernte das Seidenstickerhandwerk, das Stickerei mit Gold- und Silberfäden umfaßte, einschließlich der Entwürfe und Vorzeichnungen. Für das Zeichnen brachte Specklin offenbar eine familiäre Begabung mit, ist doch sein Vater bis heute deshalb bekannt, weil er die Illustrationen zu Leonard Fuch' berühmten "New Kreuterbuch" stach (in dem sich Veit Rudolf Speckle auch mit einem Selbstporträt verewigt hat).

Nach Abschluß der Lehre 1552 ging Daniel Specklin auf Wanderschaft, seit 1554 läßt er sich unter den Bauhandwerkern nachweisen, die in Ungarn für die Habsburger neue Festungen bauten, mit denen man die Türken vom Lande fernhalten wollte. 1555 ist Specklin ein geachteter Bauführer beim Bau der neuen Festungswälle Wiens. In dieser Lehrzeit als Militärbaumeister ist Specklin viel in Nord- und Ostmitteleuropa herumgekommen, in Ungarn oder Wien ist offenbar auch der kaiserliche Heerführer Lazarus von Schwendi auf ihn aufmerksam geworden, der später noch öfter mit Specklin zusammenarbeitete und ihn auch wieder ins Elsaß zog. Nach weiterer Tätigkeit in Wien zwischen 1561 und 1563 kehrte Specklin 1564 nach Straßburg zurück, wo er 1565 heiratete. In Straßburg betrieb Specklin wieder das Seidenstickerhandwerk bis zuletzt.

Daneben versuchte er sich als Geometer, doch die angefangenen großen Stadtansichten Straßburgs wurden wegen Einreden des Rats aus Sicherheitsgründen nicht vollendet bzw. später nicht veröffentlicht. In dieser Zeit ging Specklin verschiedentlich im Elsaß (Ensisheim), in Düsseldorf, in Oberungarn, in Kroatien und an verschiedenen Orten am Oberrhein und in süddeutschen Reichsstädten seiner zweiten Profession als Baumeister nach - außerhalb Straßburgs viel geschätzt und viel gesucht.

Außerdem zeichnete er Pläne und Landtafeln (planähnliche Aufsichten von Landschaften). Von 1573 - 1576 erstellte er für die vorderösterreichische Regierung in Ensisheim die bekannte Landkarte des Elsaß; den Auftrag hatte ihm Lazarus von Schwenid verschafft.

Für Straßburg schuf er nur kleinere Gelegenheitsarbeiten. 1575 bewarb sich Specklin bei den Herzögen von Bayern und von Braunschweig um eine Stelle als Baumeister, der Bayernherzog übertrug ihm 1575 die Aufsicht über die Arbeiten an der Festung Ingolstadt, 1576 wurde der Vertrag in ein unverbindlicheres Beraterverhältnis zurückgestuft, vermutlich wegen Specklins Festhalten an seiner lutherischen Religion und an Straßburg, doch blieb er weiter für den Ingolstädter Bau tätig. Eine intensive Bautätigkeit für die Reichsstadt Ulm schuf ab 1576 eine neue Aufgabe und ein besseres Einkommen.

In Straßburg wußte man natürlich von Specklins Bedeutung und nahm zur Kenntnis, daß dessen Können auswärts vielfach begehrt und bewährt war.

Doch gab es seit 1565 ständige Spannungen zwischen dem Rat und vor allem dem Ammeister einerseits und Specklin andererseits, gipfelnd in einigen Streitereien und Prozessen. Specklin trat sehr selbstbewußt auf und war häufig unbequem. Als Specklins Fähigkeiten und Ruhm schließlich unübersehbar geworden waren, mußte der Rat handeln und den in Straßburg zünftigen Seidensticker dazu bringen, seine Kenntnisse zum Nutzen der Heimatstadt einzusetzen. 1577 wurde Specklin erster Stadtbaumeister Straßburgs, ihm unterstand nicht nur der Festungsbau, ihm unterstanden alle städtischen Bauaufgaben und die Baugenehmigungen.

Nun hatte zwar die Stadt Straßburg ihren berühmten Sohn fest an sich gebunden, erlaubte ihm aber noch immer großzügig die Fortsetzung seiner weitgespannten Aktivitäten für fremde Fürsten und Städte.

Dennoch wurde das Klima zwischen Specklin und dem Rat sowie dem Ammeister immer schlechter, so daß Specklin ab 1586 begann, verschiedene theoretische Abhandlungen einzureichen, um seine Stellung in Straßburg zu sichern; diesen Bemühungen verdanken wir auch die Veröffentlichung seines theoretischen Hauptwerks "Architectura von Vestungen" (1589). Für seine Vaterstadt hat Specklin einiges gebaut, aber nicths Großes.

Seine großen Pläne, Straßburgs Befestigungen grundlegend auszubauen und zu modernisieren, blieben unausgeführt.

So hat seine Vaterstadt von Specklins singulärem Können sehr wenig praktischen Nutzen gehabt, sehr viel weniger als andere. Was ihr dadurch entgangen ist, davon verschafft dieses schöne Buch einen sehr instruktiven Eindruck. Es kann auch über die Geschäftsstelle bezogen werden.

Mein Großvater Jakob Billiar (1849 - 1932)

Fortsetzung von Seite 7

von Saaralben und den Hoffman mit seiner jungen Tochter, die zu den Geigenklängen tanzte.

Den Gästen - älteren Männern, die jungen waren Soldat -, gefiel die Darbietung, und sie spendeten nicht zu spärlich, wenn der Adel mit dem Hut an die Tische kam. Die Zigeuner erklärten uns, wo sie ihr Lager hatten, und wir versprachen ihnen, sie am nächsten Vormittag zu besuchen.

Am anderen Morgen füllten wir einen Sack mit ein paar Laib Brot, Fleischkonserven, Tabak, Zigaretten, Kaffee und Zucker und besuchten das Zigeunerlager einige Kilometer vor der Stadt. In einem alten Steinbruch standen ein Dutzend Wohnwagen.

Wissenschaft zwischen Reich und Reichsland

Zum 125 jährigen Jubiläum der Eröffnung der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg

125 Jahre ist es her, daß - am 1. Mai 1872 - in Straßburg die Kaiser-Wilhelms-Universität feierlich eröffnet wurde. Man mag geneigt sein, anzunehmen, daß es sich hierbei um einen Jahrestag unter vielen in der Geschichte des Elsasses bzw. des Reichslandes Elsaß-Lothringen handelt. Tatsächlich bezeichnet dieses Datum allerdings einen ganz bemerkenswerten Einschnitt in die elsässische Geistesgeschichte sowie in die deutsche Wissenschaftsgeschichte schlechthin, was in diesem Aufsatz gezeigt werden soll.

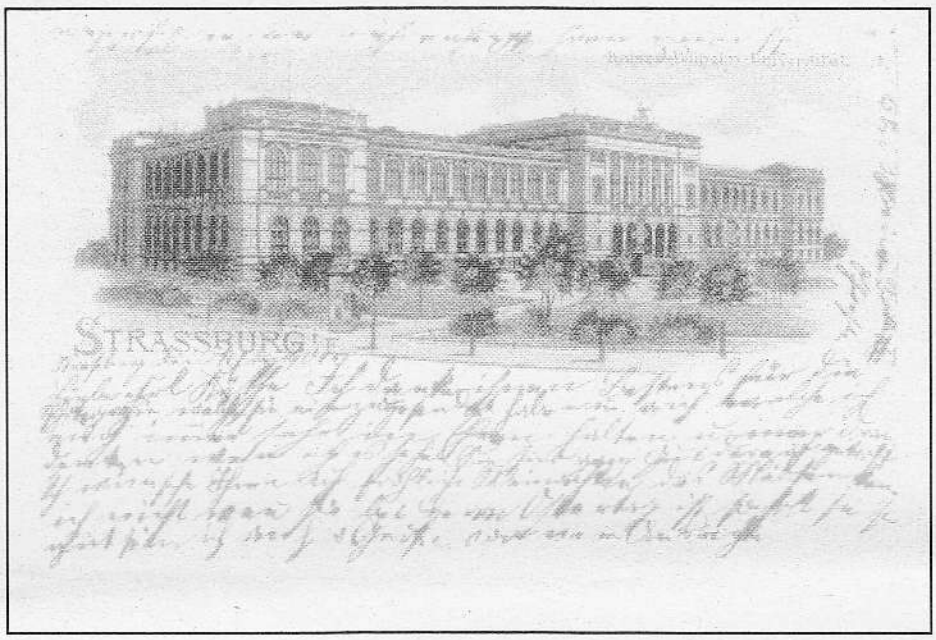
Nicht in Einklang mit der Bedeutung der Hochschule des Reichslandes als „Wissenschaftsbastion" am Oberrhein steht ihre bislang recht zurückhaltende Behandlung durch die Geschichtswissenschaft, deren Berührungsängste im Umgang mit jener fraglos brisanten - nicht minder freilich reizvollen - Materie man förmlich zu spüren scheint. [1]

Nach wie vor unverzichtbar erscheint die Lektüre der einschlägigen Aufsätze Gustav Anrichs und Ludwig Dehios, legt man neben Sachinformation auch Wert darauf, etwas Atmosphärisches, eine Vorstellung vom Aufbruchsgeist an jener Universität vermittelt zu bekommen. [2]

Die Dissertation des Verfassers dieses Aufsatzes, die - nach einigen verlagsbedingten Verzögerungen- nun endlich Anfang 1998 erscheinen kann, befaßt sich mit den Hintergründen, Zielen und Absichten der Universitätsgründung. Darüber hinaus finden speziell die Geisteswissenschaftler im Spannungsfeld zwischen Reich und Region Beachtung. Es wird Wert darauf gelegt, Programme, Personen und Forschungsrichtungen nicht alleine nüchtern und möglichst vorurteilsfrei wissenschaftlich zu analysieren, sondern auch den Zeitgeist jener Epoche und ihrer Repräsentanten am Oberrhein angemessen darzustellen, also auch Stimmungen und Mentalitäten sowie eben jenes Atmosphärische nachzuvollziehen. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf dem Zeitraum zwischen 1872 und 1902, in dem die entscheidenden Weichenstellungen erfolgten.[3]

Universitäten, Forschung und Gelehrte prägten das geistige Erscheinungsbild Straßburgs, dem südwestdeutschen Zentrum von Humanismus und Reformation, seit dem 16. Jahrhundert. Zunächst war 1538 das Protestantische Gymnasium - im Niveau eher an eine kleine Universität als an eine Schule erinnernd - ins Leben gerufen und dann 1567 eine bedeutende Akademie gegründet worden. 1621 schließlich hatte man das Universitätsprivileg von Kaiser Ferdinand II. erhalten. Straßburg war zur Universitätsstadt geworden, deren Historiker, Juristen, Theologen und Mediziner bald auch international einen guten Ruf genossen.

Selbst die französische Krone ließ seit dem späten 17. Jahrhundert die im Kern deutsch-protestantische Wissenschaftsmentalität an der Universität weitgehend unangetastet, stellte ihr allerdings mit der jesuitisch geprägten Bischöflichen Universität eine Konkurrenzeinrichtung entgegen. Erst die Revolution zerstörte dann die als „Hydra des Deutschtums" inkriminierte Hochschule per Nationalkonventsbeschluß 1793.



Das Hauptgebäude der Kaiser-Wilhelm-Universität

Die ersten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts waren in akademischer Hinsicht auch in Straßburg durch ein loses Nebeneinander verschiedener Fakultäten gekennzeichnet, die - im Sinne des französischen Universitätssystems - der Kontrolle von Bezirksrektoren unterstanden. Das Niveau war hier eher provinziell, in Gegensatz zum Protestantischen Seminar, das - keineswegs lediglich auf Priesterausbildung zugeschnitten - immerhin bis 1872 als kleine Sonderuniversität bestehen blieb. Dort lehrten etwa die Theologen Eduard Reuss, Johann Wilhelm Baum, Johann Friedrich Bruch und Charles Schmidt oder die Philologen Emil Heitz (Alte Sprachen) und Karl August Stahl (Alte Geschichte). Am Seminar war man sich auch nicht zu schade, dem einheimischen Idiom entsprechend eine Reihe von Lehrveranstaltungen in deutscher Sprache anzubieten, was an den fünf Fakultäten undenkbar war.

Richten wir nun aber den Blick auf jenes epochale hochschulpolitische Projekt der Kaiser-Wilhelms-Universität, deren Errichtung dem „intellektuellen" Zeitgeist der Ära 1870/71 entsprach.

Bereits unmittelbar vor Kriegsende war eine solche Universität von Vordenkern wie den Historikern Maurenbrecher und Treitschke als - neben Bonn - zweite große „Rhenana" angekündigt worden. Für deutschen Geist und deutsche Wissenschaft im Sinne Humboldts sollte diese werben, die Treitschke als „wahrlich ... würdige(n) Abschluß dieses deutschen Krieges, dieses Kampfes der Ideen wider sinnliche Selbstsucht" [4] eingefordert hatte.

Der Reichstag stellte dann am 24. Mai 1871 die Weichen für die Errichtung einer deutschen Universität in Straßburg ganz im Sinne Treitschkes und verwarf dagegen Anträge, die die Hochschule stärker auf regionale Bedürfnisse ausrichten wollten.

Beauftragt mit der Organisation des ehrgeizigen Projekts wurde auf Vorschlag des Gouverneurs für Elsaß-Lothringen, Bismarck Bohlen, der Badische Liberale Freiherr von Roggenbach, zeitweise markanter Gegenspieler Otto von Bismarcks. Roggenbach ging mit produktivem Elan ans Werk. Sein zweifellos ausgeprägtes Einfühlungsvermögen in akademische Belange trug entscheidend dazu bei, daß in Straßburg gerade keine „Germanisierungsanstalt" geschaffen wurde, sondern eine niveauträchtige Forschungsstätte, an der sich in den viereinhalb Jahrzehnten ihres Bestehens zahlreiche der besten und - ganz wichtig - aufstrebenden Wissenschaftler des deutschsprachigen Raumes ein Stelldichein gaben. Jugendlicher Schwung - auswärtige Besucher aus dem Professorenmilieu staunten bisweilen über die assistentenhaft wirkenden Ordinarien - war hier en vogue, weniger gefragt waren freilich honoratiorenhafte Geheimratsattituden. Dahinter stand eine ganz spezielle „Philosophie", nämlich durch akademische Leistungen für deutsches Denken und somit das Reich zu werben.

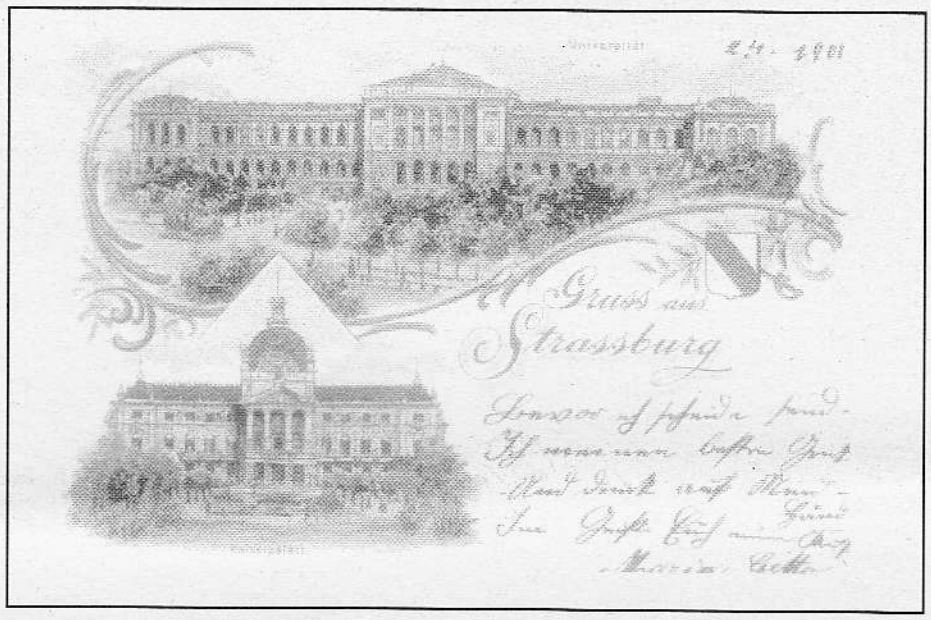
In wesentlichen Bereichen gelang Roggenbach folglich die Verwirklichung des einzigartigen Vorhabens, wenngleich er sich später nicht ganz zufrieden zeigte. Es war ihm

Fortsetzung auf Seite 10

Fortsetzung von Seite 9
nämlich nicht gelungen, neben den ausgezeichnet repräsentierten Geisteswissenschaften und der für damalige Zeiten „revolutionären" Schaffung eines staatswissenschaftlichen Seminars im Rahmen einer „Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät" auch einen technischen Schwerpunkt durchzusetzen. Jedenfalls verzichtete Roggenbach auf das ihm eigentlich zustehende Amt des Kurators, nicht ohne vorher den hochangesehenen und im Lande verwurzelten greisen Theologen Georg Friedrich Bruch überredet zu haben, als Gründungsrektor zu fungieren.
Bruch wurde im übrigen in der Folgezeit von frankophiler Seite derart angefeindet, daß er bereits nach wenigen Wochen resignierte, da er sich der Kampagne seelisch und gesundheitlich nicht gewachsen fühlte. Generell wuchs damals die Bedeutung des Faktors öffentliche Meinung rapide an. wobei es die Gegner des erkanntermaßen für die französische Sache gefährlichen Universitäts-
projekts meist geschickter verstanden, diese zu beeinflussen, als die Befürworter.
Roggenbach konnte im übrigen wirklich stolz auf das Geschaffene sein, auch wenn es ihm nicht gelungen war, Theodor Mommsen für die Altertumswissenschaft zu verpflichten. Vielmehr waren es -wie schon angedeutet- überwiegend die jungen und sozusagen „hungrigen" Gelehrten, die den „Sprung ins kalte Wasser" wagten und vielfach rasch zu hoher fachlicher Reputation gelangten, was wiederum das Ansehen der Universität entscheidend mehrte. Beinahe sensationell mutete es an, wenn sich das Durchschnittsalter der gelehrten Erstbesetzung, einschließlich der Ordinarien, auf weniger als 40 Jahre (!) belief. Dies war zugleich Teil der Programmatik, und es dominierte an den fünf Fakultäten - 1903 gesellte sich mit der katholischen Theologie eine sechste hinzu- eben jener später von Albert Schweitzer so eindrucksvoll gerühmte „frische, jugendliche Zug", der „durch das Ganze ... ging". [5]
Auf allen Sektoren gehörten der Hochschule Wissenschaftler von internationalem Rang an. Wir beschränken uns darauf, einige besonders markante Forscherpersönlichkeiten aufzulisten, was durchaus einer deutschen wissenschaftlichen Epoche nahekommt: „Hitparade" der Epoche nahekommt: In der medizinischen Fakultät etwa sind zu erwähnen die Universitätslehrer von Recklinghausen, Hoppe-Seyler oder Kußmaul, in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung neben anderen der Mathematiker Reye, der Physiker Kundt, der Chemiker Baeyer - später Nobelpreisträger -, der Botaniker de Bary, der Geologe Benekke oder der Zoologe Schmidt.
Unter den Juristen traten hervor Laband und Merkel, die Staatswissenschaftler Schmoller, Brentano und Knapp sowie unter den Theologen Eduard Reuss und Heinrich Holtzmann (Protestantische Theologie) sowie Albert Ehrhard und Eugen Müller (Katholische Theologie).
In der Philosophischen Fakultät dürfen folgende Professoren als herausragend gelten: die Philosophen Laus, Liebmann, Windelband und Ziegler, die Mediävisten Weizsäcker, Scheffer-Boichorst und Bresslau, die Neuzeithistoriker Baumgarten, Varrentrapp und, seit 1901, das „konfessionelle Kontrast-Gespann" Meinekcke/Spahn. Allererste Wahl waren ebenso die Germanisten Scherer und Martin, die Kunsthistoriker Springer und Dehio. der katholische Archäologe und Kunsthistoriker Kraus, Michaelis als weiterer profilierter Repräsentant der Archäologie, der schier unermüdliche und universell ausgerichtete Geograph Gerland, die Altphilologen Heitz, Studemund und Kaibel sowie ihre althistorischen Kollegen Wilmanns, Keil und Neumann. Gleiches gilt für die Neuphilologen ten Brink (Anglistik) und Gröber (Romanistik).
Wegbereitend war im übrigen eine neuphilologische, auffallend interdisziplinär orientierte Schwerpunktbildung an der Kaiser-Wilhelms-Universität. Thematisch und personell reich repräsentiert war, auch dies eine Art Schwerpunkt, die Orientalistik mit Forschern wie Hübschmann, Dümichen sowie den unverwechselbaren Originalen Nöldeke und Euting. Als Wegbereiter hatte hier gewissermaßen der renommierte Max Müller (Oxford) fungiert, der 1872 ein Straßburger Gastsemester dazu nutzte, Maßstäbe in der vergleichenden orientalischen Sprachforschung zu setzen.
Spezialforschung und Gesamtschau standen in Lehre und Forschung in einem erstaunlich ausgewogenen Verhältnis zueinander. Die kulturträchtige Landschaft am Oberrhein inspirierte manchen Gelehrten und ließ - in Gegensatz zum damals gängigen Trend -zahlreichen Vertretern der historisch orientierten Wissenschaftszweige eine kulturgeschichtliche Betrachtungsweise, etwa im Sinne Burckhardts, angemessener erscheinen als die reine politische Historie vom Typus Ranke/Treitschke.
Kometenhaft aufgestiegen, hielt sich die Universität bis Mitte der 80er-Jahre quantitativ und vor allem qualitativ in der absoluten Spitzengruppe deutscher Hochschulen, während sie sich in der Folge allmählich in Richtung Mittelfeld zu orientieren hatte. Andere Hochschulen hatten etatmäßig erheblich „nachgerüstet", teilweise sogar - besonders Berlin, München und Leipzig - die unterdessen überaus profilierten Straßburger Forscher abgeworben. An der reichsländischen Universität konnte man angesichts eines den modernen Erfordernissen nicht angepaßten, stets konstanten Etats - zu gleichen Teilen von Land und Reich bestritten - nicht weiter auf Zuwachs setzen. Vielmehr mußte man bestrebt sein, möglichst viele qualifizierte Forscher zu halten und nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren.
Die im Bewußtsein der Reichsidee geschaffene reichsländische Universität - fälschlich nicht selten als „Reichsuniversität" eingestuft, was sie in Reinform nicht war - hatte im Zuge allgemeiner Abkehr von den unitaristischen Idealen von 1870/72 spätestens um die Jahrhundertwende ihre Lobby im Reich weitgehend verloren.
Dagegen glaubten die vielfach von einem ganz besonderen Straßburger Missionsethos durchdrungenen, vorwiegend „altdeutschen" und evangelischen Dozenten nach wie vor fest an ihre Aufgabe und versehen diese mit viel Engagement und Einfühlungsvermögen. Für den Chef der preußischen Universitätsverwaltung Althoff, einst selbst Angehöriger des Straßburger Lehrkörpers, war die Universität des Reichslandes dagegen lediglich noch Manövriermasse und Experimentierfeld. Diese Diskrepanz zwischen eigenen, fraglos gelebten Idealen und der Einschätzung von außen entlud sich mitunter spannungsreich zwischen Straßburg und Berlin, nicht zuletzt 1901 im Zuge der „Affäre Spahn".
Abgesehen von räumlichen Beschränkungen - es dauerte bis 1884, bis der architekturgeschichtlich richtungsweisende Großkomplex mit dem beeindruckenden Kollegiengebäude in Betrieb genommen werden konnte - hatte die Universität mit konzeptionellen, strukturellen und mentalitätsbedingten Problemen zu kämpfen.
Im Mai 1872 stand lediglich eine Minderheit im Elsaß der deutschen Machtübernahme und dem Projekt einer deutschen Hochschule positiv gegenüber. Im Lauf der Jahre und vor dem Hintergrund eines zunehmend moderateren und kooperationsbereiteren Autonomismus bzw. eines verstärkt konstruktiven Regionalbewußtseins im Lande konnte viel Eis gebrochen werden. Entscheidend trug das kluge Wirken von Forschern dazu bei, die sich provokativer Deutschtümelei zu enthalten wußten und sich hingebungsvoll und einfühlend den elsässischen Belangen widmeten.
Unversöhnliche Protestler und frankophile Klerikale attackierten allerdings mit großer Ausdauer das ungeliebte Projekt, bevorzugt und gebetsmühlenartig im Landesausschuß, wenn Etatberatungen anstanden. Als „gottlose Kaderschmiede des Werterelativismus" brandmarkten orthodoxe Katholiken gerne die Universität, deren liberale und europäische Ausstrahlung - bei aller loyalen Fixierung auf deutsche Wissenschaft und das Reich - in jenen Kreisen teilweise einfach nicht verstanden wurde. Die intelligenteren Oppositionellen wie Wetterle und Winterer begriffen hingegen das Programm und die Ausstrahlungskraft der Hochschule als Gefahr für den französischen Gedanken und bekämpften sie mit allen Mitteln. Propagandistisches Geschick konnte man ihnen wirklich nicht absprechen. Die Spätprotestler mühten sich nach Kräften, „Affärchen" zu Affären aufzuwerten und die tatsächlichen Konflikte - wie im Fall der Berufung Spahns - zu Staatsaktionen hochzustilisieren. Einzelne Regierungsbeamte ohne Einfühlungsvermögen in die speziellen elsässischen Verhältnisse gossen nicht selten in erschreckender Ignoranz Öl in das Feuer der Frankophilen und funkten den bevorstehenden reichsländischen Bürgerkrieg nach Berlin, wenn einmal ein einheimi-

scher Studiosus wegen Duellunwesens relegiert werden sollte.
Anfänglich stellte die Universität eindeutig eine Domäne altdeutscher Studenten bei nur geringem Katholikenanteil dar, vergleichbar den Verhältnissen innerhalb der Dozentenschaft, wo die wenigen Katholiken wie Kraus, Brentano oder Scheffer-Boichorst im übrigen alles andere als orthodoxe „Ultramontane" waren.
Bei den Studenten entwickelten sich die Relationen allmählich in eine angemessenere Richtung hin: der Anteil der Katholiken und der Altelsässer stieg - auch dies ein Zeichen steigender Akzeptanz -stetig, wohingegen allerdings Oberelsässer oder gar Lothringer bis zum Schluß eher Mangelware blieben.
Die Forschergilde hatte 1872 nur wenige Einheimische zu verzeichnen gehabt. Hierbei handelte es sich kurioserweise überwiegend um honoratiorenhafte Gelehrte, zumeist Theologen. An diesem in Hinblick auf die Gefühlslage bzw. Befindlichkeit der Region problematischen Verhältnis änderte sich später nur wenig.
Dozenten wie der Romanist Schneegans, der Theologe Lobstein oder der Historiker Kiener blieben mehr oder weniger geduldete Ausnahmen. Gerade der talentierte Kiener, der einen Lehrstuhl für Landesgeschichte anstrebte, wurde von den Wortführern der Philosophischen Fakultät nachdrücklich blockiert, da man ihn für einen weltanschaulich unsicheren Kantonisten hielt. Man entfremdete ihn somit natürlich der deutschen Idee vollständig.
Es wurden also auch Fehler von Tragweite gemacht in Straßburg, besonders angesichts des Empfindens schwindender Unterstützung durch das Reich. Mangelnde Toleranz in Einzelfällen im Bewußtsein einer ungeheuer schwierigen Aufgabe darf freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier ganz überwiegend mit großem Engagement wichtige Integrationsarbeit geleistet wurde.
Viele der vormals Altdeutschen wurden im Zuge ihrer Straßburger Gelehrtentätigkeit zu wahrhaftigen Bekenntniselsässern. In ihren Forschungen und ihrem Wirken in heimatkundlichen Gesellschaften vollzogen sie ganz bewußt den Brückenschlag zu den Altelsässern und Altlothringern und erfuhren - als „Neuelsässer" rasch tiefe Verwurzelung in der Region. Paul Laband, Georg Friedrich Knapp, Ernst Nöldeke, Adolf Michaelis, Wilhelm Wiegand, Harry Bresslau, Martin Spahn sowie - fraglos - der grandiose Ernst Martin, der zum eigentlichen Begründer der elsaßlothringischen Regionalforschung an der Universität wurde, sollen hier stellvertretend für viele angeführt werden, deren Herzen dauerhaft für das liebliche Land zwischen Schwarzwald und Vogesen und seine großen Kulturtraditionen gewonnen waren.
Universitätskurator Hamm hatte im März 1897 vor dem Landesausschuß überaus treffend festgestellt: „Die Universität ist eine kleine Welt für sich, auch eine Art von Mikrokosmos, in der sich alles abspiegelt, was die Zeit und das Land bewegt. „ 6
Dies illustriert die besondere Brisanz der Materie Kaiser-Wilhelms-Universität, waren hier doch Bildung und Kultur sowie Politik und Mentalitäten in einem hochsensiblen Mischungsverhältnis untrennbar miteinander verknüpft. Auf Gedeih und Verderb gekettet an das Schicksal des Reichslandes, vermochte die reichsländische Universität jenes natürlich nicht zu überleben. Der Ausgang des Ersten Weltkriegs erbrachte für beide den Zusammenbruch, der in Straßburg auch noch von unschönen Vertreibungsszenen begleitet wurde. Die neuen Machthaber sowie ein angeheizter „Volkszorn" hatten es nunmehr auf die „altdeutschen" Universitätslehrer abgesehen, die als Sinnbilder deutscher Kultur, Bildung und Forschung bekämpft, angefeindet und wie Räuber und Wegelagerer aus der ihnen ans Herz gewachsenen elsässischen Wahlheimat vertrieben wurden.
Der Zusammenhalt der ehemaligen Straßburger Studenten und Dozenten, jener stets sehr engen Gemeinschaft - bedingt durch die Formierung aller verfügbaren Kräfte im Zeichen der bedeutenden akademischen Mission -, war jedoch dermaßen ausgeprägt, daß es gewissermaßen zur Gründung einer Straßburger Universität im Exil an der Frankfurter Hochschule kam. Die Errichtung des Wissenschaftlichen Institutes der Elsaß-Lothringer im Reich ebenfalls in Frankfurt am Main, unter Federführung zahlreicher vormaliger Hochschullehrer aus Straßburg - stellvertretend für viele sei hier Georg Wolfram erwähnt - ist in der gleichen Traditionslinie zu begreifen.
Friedrich Meinecke betonte im Jahr 1949 in seinen Memoiren -ähnlich wie zuvor Albert Schweitzer - jenen „großen Zug" der in Straßburg „durch das Ganze" ging, und der dem akademischen Zentrum „der oberrheinischen Kulturprovinz" 7 eine ganz besondere Ausstrahlung verlieh.
Ein Bruchteil davon kommt noch heute herüber, wenn man die nur unwesentlich veränderte Universitätsanlage und ihren Bauplan auf sich einwirken läßt. Betrachtet man den neoklassizistischen Monumentalbau, der nicht ganz frei ist von einer imperialen Aura, läßt sich unschwer ein System erkennen, ein Stein gewordenes akademisches und kulturpolitisches Programm. Ganz in diesem Sinne ist die von „Litteris et Patriae" gezierte Frontseite des Hauptgebäudes nicht zufällig nach Westen ausgerichtet. Ähnliche Gedanken stellen sich ein, wenn man in das Kollegiengebäude hineintritt und den imposanten Lichthof durchschreitet. Allerdings sind es nicht bloß einzelne griffige Symbole, die für das „Weltbild" der Reichslands-Universität stehen. Kosmopolitische Wissenschaft, voraussetzungslose Forschung, deutsche Gelehrsamkeit, elsässische Bodenständigkeit, humanistisches Menschenbild, nationaler Liberalismus und mächtige Reichsidee bezeichnen die ganze Bandbreite des Programms und verlieren in diesem Kontext alle Widersprüchlichkeit.
Symbolisiert wird dieses Phänomen durch Namen wie Herder, Goethe, Humboldt, wie Martin Butzer und Johann Sturm, wie Edu-

Fortsetzung auf Seite 12



Kaiser-Wilhelm-Universität und Kaiserpalast

Brants Narrenschiff

Sebastian Brant: Das Narrenschiff

Nach der Erstausgabe (Basel 1494) mit den Zusätzen der Ausgaben von 1495 und 1499 sowie den Holzschnitten der deutschen Originalausgabe. Hrsg. von Manfred Lemmer.

3. Auflage 1986, 328 S., englische Broschur **DM 28,80**

Zu beziehen über die Geschäftsstelle.

ard Renss, Albert Schweitzer, Harry Bresslau, Ernst Martin und Georg Dehio, aber auch wie Roggenbach, Bismarck und Wilhelm I.

Es ist keine martialische Offensivkraft, die hinter Programm und Architektur der Kaiser-Wilhelms-Universität stand, sondern vielmehr ein geistiges und kulturpolitisches Sendungsempfinden von großer Energie. Eine „Germanisierungsanstalt" war die deutsche Universität im Reichsland Elsaß-Lothringen sicher nicht, wie ihre Gegner es sehen wollten, zumal man sich dann die Frage stellen müßte, ob eine ursprünglich deutsche Kulturlandschaft mit im Lauf der Geschichte wechselnden staatsrechtlichen Bindungen überhaupt der „Germanisierung" bedurfte. Vielmehr ging es um eine gigantische Werbeaktion, allerdings weit entfernt von jener zynisch-kaltschnäuzigen Beliebigkeit, die Werbung im späten 20. Jahrhundert auszeichnet. Geworben wurde am Oberrhein zwischen 1872 und 1918 natürlich für Deutschland als Ganzes, aber auch - und an ganz entscheidender Stelle - für die Idee der Kulturnationalität von Völkern und Regionen, die zutiefst eine verbindende, europäische Dimension aufweist.

Dem liberalen Geist, der bei allem ausgeprägt nationalen Bekennerstolz ihrer Repräsentanten über der Universität schwebte, und der so gar nichts vom kleinkarierten Deutschtümeln zeitgenössischer Kanzleivorsteher und Bürokraten des kaiserlichen Deutschlands hatte, blieben Kleinlichkeit und Kleingeist bis zuletzt fremd. Dazu war das gemeinsame „Missions"-Anliegen viel zu gewaltig und nicht minder schwierig. Gerade die Straßburger Professorenfamilien jener Epoche zeichneten sich ganz überwiegend durch Weltoffenheit und Toleranz aus, fern von chauvinistischer Borniertheit. In diesem Milieu wuchs Elly Heuss-Knapp auf, deren Lebenserinnerungen jene Geisteshaltung widerspiegeln. Dort heißt es unter anderem: „Man überschaut die Konturen der Berge erst, wenn man weit genug zurücktritt, das Bild einer Stadt nur, wenn man den hohen Standpunkt gewonnen hat. Das haben wir Straßburger von früh auf gemerkt, wenn wir den Münsterturm bestiegen.... Die Menschen erscheinen unbegreiflich klein, und was sie geschaffen haben, die Grenze zwischen den Ländern ist nicht zu sehen."[8]

Anmerkungen

[1] Neben zwei umfassenden Arbeiten des Amerikaners John E. Craig aus den Jahren 1973 und 1984 sowie einer gelungenen Magisterarbeit Brigitte Goldenbergs über das „Historische Seminar" in Straßburg 1872-1918 (1984) ist lediglich eine neuere Darstellung erwähnenswert: Stéphane Jonas/MarieNoele Denis/Annelise Gerard/Francis Weidmann, Strasbourg, capitale du Reichsland Alsace-Lorraine et sa neuvolle université 1871-1918, Strasbourg 1995.

[2] Besonders: G. Anrich, Die Universität Straßburg vom 16. Jahrhundert bis 1918, in: Studien d. Erwin-v.-Steinb.-Stiftung 3/1971, S.183-246; L. Dehio, Die Kaiser Wilhelms Universität Straßburg, in: „Reichslandwerk" III (1934), S.1-30.

[3] Die bereits 1991 von der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt/M angenommene Dissertation wird im Februar 1998 unter dem Titel „Geisteswissenschaftler zwischen Reichsidee und Regionalismus: Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg 1872-1902" im Verlag Peter Lang (Bern - Berlin - Frankfurt/M - New York - Paris - Wien) in der Reihe „Europäische Hochschulschriften" erscheinen.

[4] H. v. Treitschke, Was fordern wir von Frankreich ?, in: Preußische Jahrbücher 26/1870, S.367-409, hier: S.407.

[5] A. Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken, Stuttgart 1931, S.11.

[6] Nach: Verhandlungen d. Landesausschusses f. Elsaß-Lothringen XXIV/21897, S.304.

[7] F. Meinecke, Straßburg-Freiburg-Berlin. 1901-1919. Erinnerungen, Stuttgart 1949, S.61,58.

[8] E. Heuss-Knapp, Ausblick vom Münsterturm. Erinnerungen, Tübingen[3] 1953, S.158 f.

Europaparlament

Mit großer Eile wird die Fertigstellung des Neubaus von Plenarsaal und Bürogebäude für das Europaparlament betrieben. Das drei Milliarden Francs teure Monumentalbauwerk soll termingerecht zum 25. Mai 1998 fertig werden. Der Parlamentsbau enthält über tausend Büros, 29 Tagungssäle, Presseräume, Restaurants, Rundfunk- und Fernsehstudios sowie ein Parkhaus. Mittelpunkt ist der Plenarsaal für 750 Parlamentarier (erweiterbar auf 1000 Plätze). Die Ausstattung der Büros und des Plenarsaals soll modernsten Ansprüchen genügen und bietet die feinsten und teuersten Errungenschaften moderner Technik. Nicht nur Kritiker bezeichnen die Ausstattung jedoch als extrem luxuriös und viel zu kostspielig. Bis jetzt ist noch nicht einmal sicher, ob das Bauwerk wenigstens das Minimum von 12 Sitzungswochen je Jahr genutzt werden wird, das der Europäische Gerichtshof in Luxemburg letztes Jahr dem Straßburger Zweitsitz des Europaparlaments zugestand. Inzwischen wird in der für Brüssel eingenommenen Parlamentsmehrheit erheblich über den Neubau und seine Ausstattung gemeckert, vor allem erklärt man die 18 Quadratmeter großen Abgeordnetenbüros für zu klein.

Stammbuchvers für das restliche und das neue Jahrtausend

Viel lieber gestritten und ehrlich gestorben, als Freiheit verloren und Seele verdorben. Straßburger Banner-Spruch. 1670.

Empfehlenswerte Alsatica

zu beziehen über die Geschäftsstelle

Adrien Finck: Der Sprachlose (Die Geschichte eines jungen Dichters, der sterben mußte, weil er keine Sprache hatte) DM 9,80

Adrien Finck/Maryse Staiber (Hrsg.): Elsässer, Europäer, Pazifist (Studien zu René Schickele) DM 48,00

Michael Essig: Das Elsaß auf der Suche nach seiner Identität DM 39,00

Jean Egen: Die Linden von Lautenbach (Roman) DM 38,00

Raymond Matzen: Storchenromantik (mit Aquarellen von Theodor Haas, dem besten elsässischen Tiermaler der Jahrhundertwende) DM 22,80

Raymond Matzen: O scheeni Wihnachtszit! (Gedichte in Strossburjerditsch zu Advent bis Silvester) DM 14,80

Raymond Matzen: Feschtdäj (Von der Geburt über die Taufe zur Hochzeit oder auch zum Muttertag und Vatertag - in Straßburger Mundart) DM 14,80

Jean Keppi: Wo kommen unsere Familiennamen her? - Die verschiedenen Quellen unserer Familiennamen werden anhand einer Reihe von Familiennamen aus dem Elsaß bildreich dargestellt. DM 13,00

Herbert Wild: Das Gästebuch des Sesenheimer Pfarrhauses DM 18,80

Ferdinand Mehle: Elsaß und Vogesen (Der große Elsaßführer) DM 28,00

Ferdinand Mehle: Wanderungen durch das Elsaß (Auf Wanderwegen von der pfälzischen Grenze bis Belfort) 6. Aufl. 1993 - Dieser Wanderführer, wertvoll durch seine historischen Angaben und seine Beschreibungen der elsässischen Burgruinen, wurde mit Unterstützung der Erwin von Steinbach-Stiftung und Eduard Haug herausgegeben DM 19,80

Rudolf Ritter: Wanderwege im Elsaß (Sechzig Rundwanderungen in den Vogesen) DM 24,80

Albert Fischer: Daniel Specklin aus Straßburg (1536 - 1589) Festungsbaumeister, Ingenieur und Kartograph DM 128,00

Birgit Hahn-Woernle: Sebastian Stoskopff - Dieser Prachtband stellt das Werk des Straßburger Stillebenmalers Sebastian Stoskopff (1597 - 1657) dar und die 69 ihm bisher sicher zugeordneten Gemälde werden in großen, farbigen Abbildungen wiedergegeben DM 198,00